

Basler Nachrichten

Samstag/Sonntag, 18./19. Februar 1967, Nr. 74, S. 7

Balz Engler, Basel

Museumsreifes Baseldeutsch?

Haben Sie an der Laternenausstellung zufällig das Gespräch zweier guter Basler mit angehört? Man kann dabei die Erfahrung machen: Sobald einer dem andern ein gutes Verslein vorliest, sagt er plötzlich „Baim“, „nyt“ statt, wie im täglichen Leben, „Bäum“ und „nüt“; er fällt in eine Art Basler Schriftsprache. Das ist keine neue Erscheinung. Eine Bekannte, die verschämt eingesteht, einer ihrer Grossväter sei halt nicht Basler gewesen, sagte mir, sie habe schon sprachliche Schwierigkeiten beim Auswendiglernen baseldeutscher Gedichte gehabt, als sie noch vor dem Krieg in die Schule ging. Schon als Kind habe sie immer „schöön“, „nüt“ usw. gesagt Sie brauchte die entrundeten Umlaute überhaupt nie.

Klagende Gebärde der Dialektpfleger

Aber von solchen Dingen haben unsere Dialektpfleger noch kaum Notiz genommen, es sei denn mit klagender Gebärde. Als einflussreichste sind unter ihnen wohl zu nennen: der „Glopfkaischt“ in der „National-Zeitung“ und Dr. Rudolf Suter in den „Basler Nachrichten“. Beide haben sich um das Baseldeutsch sehr verdient gemacht: Fridolin mit seinen „Glopfkaischt“ gezeichneten Artikeln und der „Baseldytsch-Sammlig“, die er zusammen mit Peter Pee herausgab, Rudolf Suter mit seinen Arbeiten über die Basler Mundart; seiner vorläufig letzten, dem Aufsatz „Vom heutigen Stand des Baseldeutschen“ im Basler Stadtbuch 1967, verdankt diese Meinungsäusserung viel. Diese Dialektpfleger—auch die, deren Namen hier nicht genannt werden konnten—haben uns auf die Schönheit und Kraft einzelner Wörter und Ausdrucksweisen hingewiesen, denen wir heute mit ähnlicher Liebe wie den Baudenkmalern unserer Stadt begegnen. Dennoch, glaube ich, müssen wir uns Sorgen um die Pflege unseres Dialekts machen — nicht nur um ihn selbst.

Nach rückwärts gerichteter Blick

Die Einstellung unserer Dialektpfleger zeichnet sich aus durch- einen streng nach rückwärts gerichteten Blick; eine sehr enge gesellschaftliche Ausgangsbasis; eine erstaunliche Selbstsicherheit, mit der ex cathedra über richtig oder falsch entschieden wird; und als Folge von all dem: ein fast durchweg wehmütiger Ton. Dem bereits genannten Beispiel für den rückwärts gerichteten Blick wäre hinzuzufügen, dass in der „Baseldytsch-Sammlig“, die 1965 erschien, hinter Wörtern wie „pfuuse“ und „Gugge“ (für Papiersack) fast entschuldigend die Notiz steht: 20. Jahrhundert. Oder dann werden im allgemeinen neue Entlehnungen aus Fremdsprachen rigoros abgelehnt, während die „Baseldytsch-Sammlig“ in einem eigenen Register 143 ältere aus dem Französischen aufführt.

Was ist «gutes» Baseldeutsch?

Die Ausgangsbasis, die zur Aufstellung einer Norm für das allein „gute“ Baseldeutsch gilt, ist auch heute noch jene immer stärker zum-Mythos werdende Gestalt, die man sich in der Dalbe lebend vorstellt. Es gibt noch einige wenige Leute, die diese Sprache reden können, ohne affektiert zu wirken—und es wäre schade, wenn sie ihre Sondersprache aufgäben! Aber es geht zu weit, sie zum guten Baseldeutsch schlechthin zu erklären.

Die Sicherheit, mit der festgelegt wird, was Basler Mundart—und damit lebendig—sei, ist erstaunlich. So wird in einer Besprechung von Hans Räbers Fasnachtsgeschichten „Under dr Larve“ in den „Basler Nachrichten“ das Wort „duss“ abgelehnt als nichtbaseldeutsch; es heisse „dusse“. Dabei kann doch ein unbetonter Endvokal in einer gesprochenen Sprache sehr leicht fallen! Aus der gleichen Haltung heraus kann man die neu auftretenden—und vorerst noch seltsam klingendem—Formen des Wortes „ässe“: «ych äss, du ässisch, er ässt, y ha gässt» nur bedauern. Sie gehören mit zur „armseligen uniformen Einheitssuppe“, die auch die Ersetzung der Konjunktivformen durch Umschreibungen mit sich bringt. Man kann hier aber genau so gut eine geschickte Rationalisierung—die Vereinheitlichung der Lautung—sehen, jener ähnlich, die dem Englischen zu seiner modernen Struktur verholfen hat.

Aber wenn man diese Vorgänge nicht erkennt, dann hat man Grund, traurig zu sein. Dabei kann dann die Klage um die „gute alte Zeit“ ganz allgemein durchbrechen. So wird die Aufräuhung der Konsonanten (zum Beispiel „Chuchi“ statt „Kuchi“) nicht nur auf die Angleichung

an oberalemannische Dialekte zurückgeführt; nein, sie hat „eine weitere Ursache auch im seelischen Bezirk“. „Es spiegelt sich in ihr doch wohl das affektiver und animoser gewordene Lebensgefühl des unzufriedenen und geistig unbehausten Menschen der Industriegesellschaft. Darum ist die Erscheinung auch im Peripherie- und Hösch-Baseldeutschen am stärksten ausgeprägt.“ Wer so begründet, spricht sicher ein „K“!

Dialektpflege ...

Zuerst müssen wir uns bewusst sein, dass einen Dialekt pflegen nicht heisst ein Messingschild auf Hochglanz poliert zu erhalten (wobei dann langsam die Schrift verschwindet), sondern eine Pflanze ziehen, die von selbst wächst, der man vielleicht einmal einen kranken Trieb coupiert, die man ein andres Mal am rechten Ort mit einem Stecken stützt.

In Deutschland ist es so weit gekommen, dass die Mundart als sozial minderwertig gilt. Ich weiss von einem jungen Schweizer Offizier, der schriftdeutsch spricht, wenn er einige Worte an seine Soldaten richtet—der Dialekt sei dem Ernst und der Feierlichkeit dieser Situationen nicht angemessen. Hier droht dem Dialekt die tödlichste Gefahr. Er muss sein Ansehen behalten; man muss sich in ihm in-möglichst allen Situationen angemessen ausdrücken können.

... auf breite Basis stellen

Deshalb darf das Baseldeutsch nicht zum Steckenpferd eines kleinen Grüppleins werden—etwas, was von vielen Baslern schon heute als Tatsache anerkannt wird. Die Dialektpflege sollte auf eine möglichst breite Basis gestellt werden; sie sollte sich immer bewusst sein, dass es nicht nur die bewusst konservative Sprache der alten Familien gibt, sondern unter anderem auch die wandlungsfähigere der seit Generationen ansässigen Mittelschicht. -- Der Gebrauch des „guten Baseldeutsch“ wird einem heute schon so schwer gemacht, dass man eigentlich bei jedem Wort, das man sagt, ein schlechtes Gewissen haben muss. Wir kommen bald an den Punkt, wo die Kluft zwischen aufgestellter Norm und angewandter Sprache so gross wird, dass sich die Sprecher überhaupt nicht mehr um die guten Ratschläge der Sprachpfleger kümmern. Das „gute Baseldeutsch“ als „ein positives Charaktermerkmal, ein Zeichen also, dass man sich nicht durch die Umwelt in eine Verdingbubenmentalität hineinmanövrieren lassen will“, erinnert einen hie und da an jene Standhaftigkeit, die

manche Leute auch heute noch steife Kragen tragen lässt.

Weniger übers Maul fahren

Wir müssen dynamisch bleiben. Etwas Neues, vielleicht Ungewohntes, akzeptieren, heisst nicht gleich seine Identität verlieren! Die Basler Dialektpfleger sollten auf jeden Fall mehr den Leuten aufs Maul schauen und ihnen weniger übers Maul fahren. Vergessen wir nicht, dass zwischen der Erhaltung unseres Stadtbilds und dem unseres Dialekts wesentliche Unterschiede bestehen: Der Arbeitsrapen leistet Beiträge, wenn gotische Häuslein im Innern mit modernsten Wohnungen ausgebaut werden. Aber in der Sprache ist ein solches Versteeggis nicht möglich!

Lautung modernisieren, Sprachgebrauch angleichen

Rudolf Suter hat in seinem Aufsatz bereits auf die entscheidenden Ansatzpunkte hingewiesen: Schule, Radio und gute Baseldeutsch-Texte. In den Texten müsste man allerdings die Lautung modernisieren und dem Sprachgebrauch angleichen., Zudem sollte man die Schreibung vereinfachen können So klar das phonetische Bild ist, welches die Schreibung in der „Baseldytsch-Sammlig“ gibt—einladend wirkt sie bestimmt nicht! (Grischtyn, Rysneegel, Vytryne.)

Parlament sollte Dialekt reden

Und eine ganz konkrete Forderung: Unser baselstädtisches Parlament sollte Dialekt reden! Damit würde an entscheidender Stelle, von Leuten, die für das Lokale Verantwortung tragen, auf die soziale Bedeutung des Dialekts hingewiesen. Man hört lieber hie und da Berndeutsch als immer schlechtes Schriftdeutsch. Zudem hätten die Basler Ratsherren Gelegenheit, den anderssprachigen Ratsherren den einheimischen Dialekt näher- zubringen. Vor allem aber sollten wir dem, was Rudolf Suter auch sagt, viel mehr Vertrauen schenken: „Der Dialekt, auch der baslerische, ist, in seinem Kern wenigstens, äusserst zäh, und nichts berechtigt uns zur Hoffnungslosigkeit.“

Reaktionen auf diesen Artikel:

Basler Nachrichten 4./5. März 1967 (Nr. 96), S. 7, und 18./19. März 1967 (Nr. 118), S. 9 (insgesamt 18 Leserbriefe).

Rudolf Suter, „Spracherziehung ist Charakterbildung“, *Basler Nachrichten* 25./26. März 1967 (Nr. 126),

S. 15.

cm., „Was ist eigentlich „baseldeutsch“? *Basler Woche*
16. Juni 1967 (Nr. 24), S. 8, 16

R. Schläpfer, „Museumsreifes Baseldeutsch?“
Heimatschutz 62. Jg., Nr. 3, August 1967, S. 95-
96.